

MICHAEL  HÖVELER-MÜLLER



DIE TOTEN  
KEHREN  
WIEDER MIT  
DEM WIND



EIN HISTORISCHER ROMAN VON ZABERN

Michael Höveler-Müller

Die Toten kehren wieder mit dem Wind



Michael Höveler-Müller

# Die Toten kehren wieder mit dem Wind



VERLAG PHILIPP VON ZABERN

*Meiner Frau Nadine*

*„Einzig ist die Geliebte, ohnegleichen,  
schöner als jede Frau.  
Strahlend ist sie, wie der aufgehende Stern,  
der dem guten Jahr voranzieht.“*

aus den „*Sprüchen der großen Herzensfreude*“ des Papyrus  
Chester Beatty I, um 1300 v. Chr.

*„Man beugte den Arm vor ihm als Junge,  
und die Erde wurde von Großen und Kleinen geküsst.  
Es kam zu ihm Nahrung und Speise,  
als er noch ein Kind war ohne Verstand.“*

aus der biografischen Inschrift auf einer Statuengruppe des  
Haremhab und der Mut-nedjemet (heute in Turin)



Die Nacht war über Ägypten hereingebrochen und hatte ihren dunklen Mantel über dem Land ausgebreitet. Die Luft war sanft und mild, aber ein starker Wind wehte aus westlicher Richtung – aus der Gegend, in der der Sonnengott *Ra* allabendlich in die Unterwelt eingeht und den Himmel mit dem Blut seiner Feinde tränkt. Dort im Westen liegen die großen Friedhöfe des Landes und dort ruhen sie, die Toten. Dort liegen ihre Häuser – vom Pharaos bis hin zum einfachen Bauern, der auf seinem Feld hockt ... Irgendwann ziehen alle Lebenden in das Land jenseits des Horizonts.

Der Wind war jetzt so stark, dass sich die gewaltigen Palmen bei Men-nefer bogen.

Der Palast lag in tiefer Dunkelheit. Nur im Schlafgemach des Pharaos flackerten unruhig einige Öllampen und Feuerbecken und warfen tanzende Schatten auf die Gesichter der beiden Anwesenden. Der schwache König lag auf seinem Bett, sein Oberster General und Wesir Ra-messu saß auf einem Stuhl neben ihm.

„Wir sind beide alt geworden, Ra-messu“, sprach der Pharaos und sah sein Gegenüber aus müden Augen an.

„Da war es schon wieder!“, sagte Ra-messu ernst.

„Was?“, der Pharaos horchte aufmerksam in die Stille, in die sein Palast und sein Land gefallen waren. Irgendwo in der Ferne machte kaum wahrnehmbar ein Esel auf sich aufmerksam, aber das konnte Ra-messu nicht gemeint haben.

„Was denn?“, fragte der König erneut und nun ein wenig schärfer.

„Dieses Wort!“, erwiderte Ra-messu störrisch. „*Alt* – ich hasse es. Es mag auf dich zutreffen, aber verbinde mich nicht damit! Du weißt doch, was der Weise Ptah-hotep über das Alter meinte, ich selbst bekomme es nicht mehr ganz in die Erinnerung, aber ein Teil davon hieß: *Die Nase ist verstopft und kann nicht mehr atmen, Aufstehen und Hinsetzen sind gleichermaßen beschwerlich. Gutes ist zu Schlechtem geworden, und jeder Geschmack ist verschwunden. Was das Alter dem Menschen antut – Übel ist es in jeder Hinsicht!*‘ So fühle ich mich nicht!“

Der Pharaos brach in schallendes Gelächter aus, das jedoch brüchig und dünn klang. „Du eitler Ganter! Ganz so geschmeidig sind deine Bewegungen auch nicht mehr!“

Ra-messu stutzte zunächst, fiel dann aber in die überraschende Heiterkeit seines Freundes ein.

Doch das Lachen des Herrschers wurde bald von einem kehligen Husten erstickt, der in einem schmerzhaften Krampf endete und den ermatteten Körper zum Aufbäumen zwang.

Nachdem der König sich beruhigt hatte, sank er wieder auf sein Lager zurück und schüttelte den Kopf.

„Noch heute Nacht werden die Klageweiber zu heulen beginnen“, sagte er schwach. Ra-messu senkte den Blick. Gefährliche Feldzüge hatten dem König nichts anhaben können. Er hatte Intrigen, Mordanschläge und Verfehmungen überstanden und musste nun vor der Last des Alters kapitulieren.

Der Wesir wusste, dass er seinen Freund bald verlieren würde, und es war unverkennbar, dass es in den bevorstehenden Stunden geschehen sollte. Das heutige Datum war in den Kalendern als unheilvoll vermerkt worden und in dieser Nacht hatte der Kranke seinen gesundheitlichen Tiefpunkt erreicht. Seine Stirn glühte und eine Perlendecke kleiner Schweißtropfen glänzte darauf. Die Lippen waren trocken und aufgeplatzt, die Haut wirkte fahl, alt und welk wie trockenes Leder. Seine Augen blickten matt und erschöpft aus tiefen Höhlen. Der große Herrscher war in dieser Nacht ein jämmerlicher Anblick.

Kurze Zeit nach dem Husten schien es, als würde der Pharao sein irdisches Leben nicht länger halten können. Seine Pupillen zuckten wie die vom Wind bewegten Flämmchen der Öllampen und seine Lider flackerten.

Schließlich schlossen sich seine Augen ganz. Besorgt berührte Ra-messu einen Arm des Königs und erschrak, weil dieser so kalt und schwer war. Als er jedoch sah, dass sich der Brustkorb im kargen Licht kaum merklich und ungleichmäßig hob und senkte, war er beruhigt.

Er wollte ihn nicht wecken. Sein Freund sollte schlafen und seinem schwachen Körper Erholung gönnen.

# Teil I

## Der Junge aus dem Falkengau

27. Regierungsjahr unter Seiner Majestät,  
dem König von Ober- und Unterägypten,  
Pharao Amenophis Neb-Maat-Ra,  
*er möge leben, heil und gesund sein*  
(1362 v. Chr.)

# Kapitel 1

## Abschied von Hut-nisut

Die Mittagssonne der *schemu*-Jahreszeit brannte erbarmungslos auf die Wiesen, Felder und kleinen Palmenhaine in der grünen Umgebung von Hut-nisut, einem Städtchen am östlichen Nilufer inmitten des Falkengaus.

Auf einer saftigen Weide nahe dem Tempel, der ein wenig abseits der Häuser lag, saß inmitten der Ziegenherde seines Vaters der zehnjährige Haremhab im schmalen Schatten einer hohen Dattelpalme. Von diesem Platz aus hatte er einen fantastischen Blick auf die lange Seiten- und die schmalere Rückwand des Tempels und konnte das Spiel des Sonnenlichts auf den erhabenen Reliefs beobachten. Die schwarzen Locken klebten an seinem Kopf und trotz der flirrenden Hitze studierte er konzentriert die großen und weithin gut erkennbaren Teile der Inschriften. Mit einem Stock zeichnete er die Zeichen in die trockene, dunkelbraune Erde und prägte sich ihre Formen ein, auch wenn er ihre Bedeutung nicht verstehen konnte. Ab und an aß er gedankenverloren eine der heruntergefallenen Datteln und es war früher schon einige Male vorgekommen, dass eine oder mehrere Ziegen die Gunst des Augenblicks genutzt und sich klammheimlich aus dem Staub gemacht hatten. Oft musste er dann Stunden mit der Suche verbringen und manchmal fand er sie gar nicht wieder. Zu Hause setzte es dafür schallende Ohrfeigen von seinem Vater, der ihn verächtlich „Träumer“ schimpfte, der zu nichts nütze sei und es nie zu etwas bringen würde. Dann weinte Haremhab, obwohl er es gar nicht wollte, aber die Worte taten ihm weh – weit mehr als die Schläge.

Haremhab's Vater hatte seit Jahren drei große Gerstefelder gepachtet, die er für den Tempel von Hut-nisut bewirtschaftete. Dazu züchtete er Ziegen. Die Arbeit war hart, die Tage begannen vor Sonnenaufgang und endeten sehr spät am Abend mit der Glut der Kochstelle.

Haremhab's älterer Bruder Nefer-hotep war zwölf Jahre alt und arbeitete gemeinsam mit ihrem Vater Pa-is auf den Feldern, während er selbst die Ziegen hütete und sie zu den üppigen Wiesen und sprudelnden Kanälen führte. Dabei stellte er sich oft vor, dass

er ein militärischer Befehlshaber war und seine Ziegen die Truppen, die ihm bedingungslos in die Schlacht folgten. So besiegte er in seiner Fantasie die elenden Feinde Ägyptens: *Chatti*, *Tjehenu*, *Retjenu*, *Wawat* und *Kusch*. Sie alle wurden von den gespaltenen Hufen seiner meckernden Armee in den Staub getreten! Er hätte alles dafür gegeben, um einmal an einer wirklichen militärischen Expedition teilzunehmen. Ein Offizier wäre er gerne geworden, vielleicht sogar ein General, aber dazu hätte er lesen und schreiben können müssen. Haremhab wünschte sich sehr, diese Kunst zu beherrschen, aber für einen teuren Lehrer hatten die Eltern keine Mittel. Deswegen lenkte er so oft er konnte die Ziegen auf den grünen Hügel nahe dem Tempel von Hut-nisut. Denn von hier aus konnte er über die hohe Lehmziegelmauer sehen, die den Komplex weiträumig umgab, und direkt auf die mit Hieroglyphen übersäte Fassade des Heiligtums blicken – und üben.

Die Mauer stellte sicher, dass das Volk das Gelände nicht betrat, da es rein bleiben musste. Haremhab hatte dafür vollstes Verständnis: Mit seinen ständig furzenden Ziegen wäre die kultische Reinheit des Gotteshauses wahrhaft gefährdet gewesen. Aber auf seinem Hügel war er nahe genug am Tempel, um die monumentalen Reliefs und die sie umgebenden Schriftzeichen an den Außenmauern erkennen zu können. Sie waren sowohl mit Abbildungen des hinter diesen Steinmauern wohnenden Gottes Horus als auch mit Darstellungen von Kriegen und Schlachten des regierenden Königs Amenophis Neb-Maat-Ra geschmückt, der den Tempel vor vielen Jahren, lange vor Haremhab's Geburt, hatte errichten lassen.

Abends, wenn die Familie in der beginnenden Dämmerung nach einer kargen Mahlzeit beisammensaß und das Dunkel der hereinbrechenden Nacht erwartete, erfreute die Mutter ihren Mann und ihre vier Kinder mit Geschichten. Die Familie konnte sich keine Öllämpchen oder Feuerbecken wie die reichen Ägypter leisten und so war die verglimmende Glut der Feuerstelle die einzige Lichtquelle des kleinen Hauses. Es war eine gemütliche und heimelige Atmosphäre und die Mutter kannte unendlich viele Geschichten – Märchen von Zauberern und Königssöhnen, lustige Fabeln und spannende Abenteuer von Reisenden, die in ferne Länder aufgebrochen waren. Aber am liebsten erzählte sie die Geschichte von der Geburt ihres zweitältesten Sohnes Harem-

hab. Sein Name bedeutete „Horus feiert“, denn bei seiner Geburt war ein Falke, die Erscheinung des Gottes Horus, über dem Haus seiner Eltern gekreist und hatte gar nicht aufhören wollen zu kreischen. Beim Erzählen strich sie ihm jedes Mal liebevoll über die dicken, widerspenstigen Haare und ein stolzes Funkeln blitzte dann in ihren dunklen Augen auf. Während sie sprach, musste sogar der sonst so griesgrämige und in letzter Zeit besonders bedrückt wirkende Vater lächeln.

Haremhab selbst hielt es für wenig wahrscheinlich, dass der Gott Horus tatsächlich wegen seiner Geburt gejubelt hatte, denn der Familie ging es schlecht und der Junge fühlte sich nicht imstande, daran etwas zu ändern.

Seine geliebte Mutter, die die Bewohner Hut-nisuts Ta-neferet, die Schöne, nannten, kränkelte seit der Geburt des kleinen Bak vor drei Jahren. Früher von großer und schlanker Gestalt, kräftig und gesund, war sie schwach geworden, kam schnell außer Atem, hustete viel, aß wenig und schlief fast gar nicht mehr, so dass sich dunkle Schatten unter ihren Augen festsetzten, die ihr schleichend das Aussehen einer alten Frau verliehen, und auch ihre Beine hatten nicht genug Kraft, um sie für längere Zeit zu tragen. Die Hausarbeit zu erledigen, war ihr nicht mehr möglich. Zwar unterstützte sie ihre siebenjährige Tochter Isis, aber es war noch immer genügend zu tun, wenn der Vater mit seinen beiden älteren Söhnen am Abend von den Feldern nach Hause zurückkehrte. Mehr als ein verkochter, klebriger Gerstenbrei, den Isis mit aller Hingabe und – ihrer Ansicht nach – unter strenger Einhaltung der mütterlichen Anweisungen zubereitet hatte, oder blähender Lauch und Zwiebeln erwarteten sie dort nicht. Die Mittel für einen namhaften Arzt konnte Pa-is nicht aufbringen und dem Können der dubiosen Greisinnen, die ihre Dienste günstiger anboten, traute er nicht.

Zudem waren die Felderträge in den vergangenen drei Jahren schlecht ausgefallen – Schädlinge hatten fast die kompletten Ernten vernichtet –, aber die Überschwemmungen waren reichlich gewesen und die Abgaben, die Pa-is an die Steuereintreiber des Königs zu entrichten hatte, berechneten sich nach der Höhe der Nilflut. Den Beamten war es völlig egal, dass Insekten den Großteil der Gerste unbrauchbar gemacht hatten und verlangten den errechneten Ertrag. So blieb der Familie nicht viel zum Leben.

Nun saß Haremhab wieder einmal mit übereinandergeschlagenen Beinen, wie ein echter Schreiber, an seinem Lieblingsplatz unter der schmalen Palme auf dem grünen Hügel, kopierte die Zeichen in den Staub, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, und kam erst wieder in die Wirklichkeit zurück, wenn sein Nacken und Rücken von der gebeugten Haltung des Oberkörpers schon heftig schmerzten.

Gerade als Haremhab wieder nach einer am Boden liegenden Dattel griff, sich reckte und zurücklehnte, so dass sein Rücken den Stamm der Palme als Lehne nutzen konnte, und dabei seinen Blick gedankenversunken über die grasenden Ziegen wandern ließ, bemerkte er seinen kleinen Bruder Bak, der emsig und schnaufend den kleinen Hügel erklimmte.

„Hori“, rief er fröhlich mit dünner Stimme, als er sah, dass sein großer Bruder ihn anschaute. Dieser legte den Stock beiseite, sprang auf und kam Bak entgegen. Der Knirps gluckste vor Vergnügen, als Haremhab's Hände unter seine Achseln griffen, ihn in die Luft hoben und so wild herumwirbelten, dass der winzige Schurz abzufallen drohte. Nachdem Bak wieder festen Boden unter den Füßen hatte, fiel ihm ein, dass ihn ein Auftrag zu seinem Bruder führte.

„Vater hat gesagt, du sollst ins Haus kommen!“

„Jetzt schon?“

Bak nickte und kratzte sich am Bauch.

„Fremde Männer sind gekommen, die alle Kinder von Vater und Mutter sehen wollen“, kam als hilflose Antwort, denn auch er konnte sich die Situation nicht erklären. Mit dem nackten Arm wischte sich Haremhab die feuchte Decke aus Schweiß von der Stirn.

„Na gut“, willigte er widerstrebend ein, ging zurück zur Palme, nahm den Stock und trieb die verstreuten Ziegen zusammen. Sie waren vollzählig.

„Gehen wir“, er nahm Bak an die Hand.

Schon als der Kleine gesagt hatte, dass Fremde am Haus auf ihn warteten, war Haremhab schlagartig mulmig zumute geworden. Er vermutete einen Zusammenhang mit einem Vorfall der letzten Woche, als er mit Inu, einem Jungen aus der Nachbarschaft, Feigen geklaut hatte. Waren die Männer nun gekommen, um ihn zur Strafe in den Steinbrüchen arbeiten zu lassen? Haremhab

hatte ein äußerst ungutes Gefühl und ging besonders langsam, um in Gedanken andere Erklärungen für die Anwesenheit der Fremden zu finden. Doch so sehr er auch grübelte – sollte sich herausstellen, dass sie Soldaten waren, war der Fall klar: Dann konnte nur noch die Flucht helfen.

Nach einer halben Stunde Fußmarsch erreichten sie das kleine Haus aus luftgetrockneten Lehmziegeln, in dem die Familie wohnte. Der Vater hatte es selbst gebaut. Es hatte die Farbe des Bodens und war einem Hügel nicht sehr unähnlich. Viele fremde Männer hatten sich dort versammelt. Einer sprach mit dem Vater, ein anderer, besonders muskulöser und brutal aussehender Mann mit einer Peitsche bewachte eine Gruppe aneinander gefesselter Jungen, die Haremhab aus der Stadt kannte und deren Schluchzen sich mit viel Lärm und Stimmengewirr mischte. Weitere Fremde standen im Schatten der großen Sykomore neben ihrem Haus und beobachteten die Szenerie. Alle trugen Perücken, blendend weiße Lendenschurze und waren bewaffnet. Es *mussten* Soldaten sein. Der Mann, der mit seinem Vater sprach, war vermutlich krank, denn sein Leib war unnatürlich aufgebläht. Einen solch großen Bauch hatte Haremhab zuvor nur bei seiner Mutter gesehen, die einige Zeit danach den kleinen Bak bekommen hatte. Der Mann schwitzte stärker als die anderen, prustete pausenlos und wischte sich mit einem Stück Stoff ständig über die fettig-feuchte Stirn und seinen prallen Nacken. Dennoch musste dieser Mann einen hohen Rang unter den anwesenden Männern einnehmen, was aus der ehrfurchtsvollen Weise zu schließen war, mit der alle Umstehenden ihm begegneten. Er trug keine Perücke über seinem kahl rasierten Schädel und um seinen kaum vorhandenen Hals war ein prachtvoller Halskragen geschlungen. Breite Bänder steckten an seinen Ober- und Unterarmen und sein Schurz besaß einen leichten Faltenwurf. Außerdem trug er im Gegensatz zu den anderen Soldaten Sandalen. Haremhab dachte, dass sein Vater neben dem beliebten Mann wie ein Grashalm neben einer trächtigen Ziege wirkte, und schluckte schwer.

Unter den gefangenen Jungen erkannte Haremhab auch Inu, seinen Kumpanen von der Feigenplantage. Augenblicklich machte er kehrt und rannte so schnell ihn seine jungen Beine tragen konnten zurück in Richtung Tempel. Er hatte gehört, was

mit Dieben geschehen würde, kannte die Geschichten über die Steinbrüche – das waren nicht die Art Abenteuer, die er erleben wollte! In diesem Moment bemerkte der kahlköpfige Mann den flüchtenden Knaben und schnipste mit seinen kleinen dicken Fingern in die Richtung der Soldaten unter der Sykomore, woraufhin sich zwei von ihnen unverzüglich in Bewegung setzten und die Verfolgung aufnahmen. Bak sah seinem plötzlich verschwindenden Bruder noch verdutzt hinterher, als ihn einer der beiden Verfolger mit dem Knie an der Schulter streifte, woraufhin er das Gleichgewicht verlor. In einer dicken Wolke grau-braunen Staubs platschte er auf den trockenen Boden und begann nur einen Augenblick später mit herzerreißendem Geschrei. Taneferet kam zu ihm, hob ihn auf und nahm ihn auf den Arm. Als sie versuchte, die Tränen in seinem staubigen Gesicht zu verteilen, bemerkte Bak, dass auch sie weinte.

Haremhab war schnell, doch den trainierten Männern war er nicht gewachsen. Nach einer immerhin beachtlichen Strecke erwischte ihn die schmerzhaft zupackende Hand eines Soldaten, die sich um seinen Brustkorb schlang und dem Mann auf den Arm setzte. „Hab ich dich“, meinte dieser und zeigte seinem Begleiter die Beute.

„Ich habe doch nur zwei gegessen“, beteuerte Haremhab, als sich die beiden Männer mit ihm in Bewegung setzten.

„Hättest du nur mehr gegessen, dann wärst du jetzt schneller gewesen“, antwortete einer der beiden und lachte hämisch.

„Ich werde die Früchte ersetzen, wirklich“, beteuerte der Junge.

„Welche Früchte?“, stutzte der Mann, der ihn trug.

„Die beiden Feigen, die ich auf dem Feld des Chenu-sau gegessen habe!“

Jetzt lachten die Soldaten aus vollem Hals, dass es bis zum Haus seiner Eltern tönte.

„Ein kleiner Feigendieb bist du also! Aber keine Angst, deshalb sind wir nicht hier!“

„Weswegen dann?“

Doch die beiden antworteten nicht, sondern trugen den Jungen, der sich mit Leibeskräften zu befreien versuchte, zappelte und schimpfte, zu dem kahlköpfigen Mann am Haus seiner Eltern.

Die kleinen Finger des „Schwangeren“ pressten sich um den Unterkiefer des Jungen, so dass sich dessen Mund ungewollt öffnete und sich seine Wangen nach vorne schoben.

„Bürschchen“, zischte der Mann und seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen, „das war der erste und letzte Ärger, den ich mit dir hatte – haben wir uns verstanden?“

Haremhab nickte leicht, obwohl er nicht wusste, warum.

„Wie ist sein Name?“

„Haremhab“, antwortete sein Vater leise. „Haremhab wird er genannt. Verzeiht das Benehmen meines Sohnes, er ist nur unwissend. Er wird ab jetzt folgsam sein!“

Fragend sah der Junge seinen Vater mit großen Augen an. Der Mann nahm seine Hand von Haremhab's Kiefer.

„Das hoffe ich. Nun gut, fesselt den hier besonders gut und steckt ihn zu den anderen!“

Mit wackeligen Beinen und fest verschnürten Handgelenken stand Haremhab nur kurze Zeit später im Schatten der Sykomore. Sein ebenfalls gefesselter Bruder Nefer-hotep war bei ihm. Seine Familie hielt sich vor ihrem kleinen Haus auf, doch weder er noch Nefer-hotep durften zu ihnen.

„Was soll das alles?“, flüsterte Haremhab.

„Ich habe eben ein Gespräch zwischen Vater und dem Feisten mitbekommen“, Nefer-hotep sprach leise und behielt dabei die Soldaten im Auge. „Diese Fremden heben Rekruten aus und ...“

„Und was?“, drängte Haremhab.

„Wir müssen es verstehen: Vater und Mutter sind arm, die letzten Ernten waren verdorben und die Steuereintreiber sind unerbittlich“, Nefer-hotep zögerte. „Vater hat uns verkauft!“

\*

Auf ein Zeichen des „Schwangeren“ setzte sich der traurige Zug in Bewegung und führte Haremhab und Nefer-hotep ein letztes Mal an ihren Eltern und Geschwistern vorbei.

Pa-is' Augen hefteten sich schuld bewusst auf den Boden vor ihm und wagten es nicht, seine Söhne anzusehen. Seine großen, schwieligen Hände hielten einen kleinen Lederbeutel, in dem sich die Kupferstücke befanden, die er zuvor von dem Dicken

erhalten hatte. Für den Inhalt dieses kleinen Beutels hat er seine beiden ältesten Söhne verkauft, dachte Haremhab bitter, als er seinem Vater mit einem vorwurfsvollen Blick strafte, den dieser nicht entgegennahm.

Ta-neferet weinte hemmungslos und warf sich als Zeichen der Trauer Staub vom Boden über ihr üppiges Haar, das dadurch hellbraun und glanzlos wurde. Sie hielt Bak auf dem Arm, der ebenfalls aus voller Kehle weinte und schrie. Seine Haare waren ebenfalls von einem braunen Schleier aus Dreck bedeckt. Isis klammerte sich an den Saum des groben Gewandes ihrer Mutter. Ihre Tränen gruben helle Straßen durch ihr staubiges Gesicht.

„Haremhab! Nefer-hotep! Nein!“, rief Ta-neferet immer wieder verzweifelt die Namen ihrer Söhne, die sie in diesem Augenblick verlor. Ihre beiden kleineren Kinder taten es ihr gleich.

Wie betäubt setzte Haremhab einen Fuß vor den anderen und konnte überhaupt nicht verstehen, dass sein gewohntes Leben nun für immer vorbei sein sollte.

„Mutter“, schrie er plötzlich. „Mutter!“ Er riss sich los, sprang aus der Gruppe und wollte, an den Händen gefesselt, zu Ta-neferet zurücklaufen.

Da ließ ihn ein starker, stumpfer Schmerz zwischen den Schulterblättern zu Boden gehen.

„Nein! Nicht! Tut ihm nicht weh!“, hörte er seine Mutter rufen, als er bewegungsunfähig auf dem Bauch lag. Langsam drehte er sich auf den Rücken und stöhnte. Über sich sah er den muskulösen Soldaten, der seine Peitsche zum Schlag bereit erhoben hatte, nachdem er den Kleinen zuvor mit dem Peitschenknauf niedergestreckt hatte.

„Halte ein, Sata, das reicht jetzt!“, schrie der „Schwangere“, worauf der aggressive Mann widerstrebend in der Bewegung innehielt, Haremhab dafür jedoch brutal auf die Füße riss und ihn schmerzhaft wieder in die Reihe zu den anderen Jungen schubste.

Als er sich ein letztes Mal umdrehen wollte, spürte er, wie der Knauf von Satas Peitsche hart an seine Stirn traf.

Doch schlimmer als der Schmerz und die Erniedrigung war das Weinen und Klagen seiner Mutter, das dem Jungen niemals aus dem Kopf gehen sollte.

Die Männer, die sie wie Strafgefangene bewachten, waren Häscher der großen Kaserne von *Men-nefer*, in dem das „Bataillon des Ptah“ stationiert war. Sie zogen in regelmäßigen Abständen aus, um Freiwillige zu rekrutieren oder geeignete Kinder für einen geringen Preis von ihren mittellosen Eltern abzukaufen. Dieses Mal waren sie besonders erfolgreich, denn viele Bauern in der Region von Hut-nisut waren durch die drei aufeinanderfolgenden Missernten bei unvermindert hoch bleibenden Steuern regelrecht gezwungen, ihre ältesten Söhne für ein paar Kupferstücke der Armee des Königs zu überlassen.

Nun waren die Knaben auf dem Weg in das Bataillon des *Ptah*, wo sie eine lasche und oberflächliche militärische Ausbildung erhalten und einige Monate später nach Nubien ausrücken sollten, um die dortigen Goldminen und die von ihnen fortführenden Transportstraßen zu bewachen.

All dies wusste Haremhab von Inu, der unterwegs eine Unterhaltung zwischen zweien ihrer Häscher belauscht hatte.

Bevor sie ihren Marsch zur ehemaligen Hauptstadt *Men-nefer* antraten, rekrutierten die Soldaten noch andere Burschen aus den umliegenden Gebieten.

Der Weg war mühsam und anstrengend. Die Kinder mussten in langen Reihen aneinander gefesselt hinter den Soldaten her stolpern. Ihre Füße waren blutig, sie bekamen kaum etwas zu essen und nur hin und wieder einen kleinen Schluck Nilwasser. Das Sprechen war ihnen strengstens untersagt und nachts wurde es so kalt, dass die Jungen durch das Aneinanderschlagen ihrer Zähne nicht in den Schlaf finden konnten.

Einige weinten und Haremhab ging es oft nicht anders.

In einer jener kühlen Nächte saßen die Häscher wie üblich am wärmenden Feuer, aßen, tranken und lachten, während die Zwangsrekruten aneinandergebunden und so fest an Händen und Füßen verschnürt, dass eine Flucht unmöglich war, in der Dunkelheit zusammenkauerten. Da versuchte Haremhab, der schrecklichen Situation etwas Positives abzugewinnen.

„Wenn es stimmt, was Inu in Erfahrung gebracht hat, werden wir tatsächlich Soldaten“, wisperte er seinem Bruder zu. „Dann

werden wir irgendwann vielleicht sogar Offiziere, können fremde Länder und sogar den Pharao sehen!“

Den bodenständigen Nefer-hotep ärgerten diese Fantastereien, denn wie ihr Vater glaubte er nur an das, was er mit seinen eigenen Händen säen und auch ernten konnte. Ein Stück Ackerland bedeutete für ihn die einzige Sicherheit im Leben und er weigerte sich standhaft, über das Morgen oder die engen Grenzen einer Parzelle hinaus zu denken. Er war kein Träumer, so wie Haremhab, sondern ein geborener Bauer. Sein Vater war stolz auf ihn, denn Nefer-hotep erinnerte ihn an sich selbst, wie er ihm immer sagte. Sein jüngerer Bruder hingegen kam mehr nach der Mutter, die Geschichten liebte, gerne gereist wäre und viel von den Pharaonen wusste, die einst über Ägypten geherrscht hatten.

„Sei nicht albern“, raunte Nefer-hotep. „Um Offiziere zu werden, müssten wir lesen und schreiben können!“

„Vielleicht ...“

„Kein Wort mehr!“ Nefer-hotep unterbrach ihn wütend. „Du törichter Dummkopf, wir werden sterben – das ist alles, was uns erwartet“, er schaute weg. „Und selbst das nur, wenn wir Glück haben.“

Sie schwiegen nachdenklich und ängstlich und lauschten beunruhigt in die Schwärze der Nacht hinein.

„Kannst du dich an Djadja erinnern?“, fragte Nefer-hotep plötzlich.

Haremhab schauderte. Djadja war ein Soldat aus Hut-nisut, der für den Großvater des regierenden Pharaos, *Aa-cheperu-Ra*, den zweiten Herrscher mit Namen Amenophis, in Vorderasien gekämpft hatte. Eigentlich hörte er auf einen anderen Namen, aber als er aus dem Krieg zurückkam, wurde er nur noch Djadja genannt. Das bedeutete „*Kopf*“, denn nicht viel mehr war von ihm übrig geblieben. Man hatte ihm aufgrund schwerer Verletzungen beide Arme und Beine abnehmen müssen. Haremhab kannte ihn nur als Greis, der meist im Schatten eines Hauses saß und für jede Kleinigkeit auf die Hilfe anderer Personen angewiesen war. Über Generationen war er der Spott der Dorfjugend – die nicht nachdenken konnte – und eine Warnung für alle jungen Männer, den Militärdienst zu verherrlichen, gewesen. Die schaurigen Erinnerungen, die er aus den nördlichen Fremdländern mitgebracht hatte, hatten seine Gedanken verwirrt. Darüber

hinaus war Djadja zu einem langen Leben von über 80 Jahren verdammt gewesen, von denen er mehr als 60 Jahre ohne Gliedmaßen zubringen musste. Letzten Sommer hatte *Anubis*, der schakalköpfige Totenwächter, ein Einsehen gehabt und ihn endlich zu sich geholt.

„Ich erinnere mich an ihn“, hauchte Haremhab tonlos und traurig.

Da stieß plötzlich, völlig unvermittelt eine gewaltige Hand aus der Dunkelheit und schloss sich fest um Haremhab's Ohr. Die Jungen um ihn herum kreischten vor Schreck wie Mädchen. Ganz langsam drehte Sata nun seine Faust, die die Muschel seines Opfers umklammerte, so dass Haremhab die Augen schließen musste und schmerzhaft sein Gesicht verzog.

„Es ist dir verboten zu sprechen“, wie eine Schlange zischte Sata seine Worte aus der Finsternis. Dann ließ er das Ohr los, aber nur, um seine Hand sofort darauf mit einem so wuchtigen Schlag in Haremhab's Gesicht sausen zu lassen, dass der Junge jeden einzelnen Finger an seiner Wange brennen spürte, selbst als Sata schon lange wieder beim „Schwangeren“ am Feuer saß, Bier trank und gehässig lachte.

Sata war der gefürchtetste Aufseher, der den Marsch der Jungen aus Mittelägypten begleitete. Die Kinder hatten Angst vor ihm, weil er brutal und unberechenbar war und ihnen bei allen möglichen Gelegenheiten Schmerzen zufügte. Und Haremhab beobachtete er besonders, weil er sich sicher war, dass es mit diesem Burschen noch Ärger geben würde.

„Der Rebellische aus Hut-nisut hat einen eigenen Kopf und denkt zuviel nach“, sagte Sata, als er sich wieder zu seinem beleibten Vorgesetzten gesellte. „Der wird nur Ärger machen. So jemanden braucht das Militär nicht!“

Doch der Dicke winkte bloß ab: „Lange genug leben, um eine Karriere in der Armee des Königs zu machen, werden diese kleinen Mistkerle ohnehin nicht, also mach dir darüber keine Sorgen.“ Der „Schwangere“ hob seinen Bierkrug und lachte böseartig. Sata fiel ohne zu zögern ein.

Doch Sata ließ Haremhab nicht aus den Augen. Mehr als einmal ertappte er ihn beim heimlichen Tuscheln mit seinem Bruder, er sah die verschlagenen Blicke, die der Junge ihm zuwarf und schlug ihn dafür – jedes Mal.

## Kapitel 2

### Die große Stadt

Kija wusste, dass es nicht standesgemäß war, und dennoch konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, den heutigen Markt vor den Toren Men-nefers zu besuchen. Gemeinsam mit den anderen Händlern war auch Ani, der berühmte Stoffhändler, nach über einem Jahr, in denen er die erlesensten Güter Vorderasiens eingekauft hatte, nach Ägypten zurückgekehrt. Man munkelte, Ani solle sogar Tuch aus dem fernen *Naharina* bei sich führen.

Kija wurde von vier Männern begleitet, die sich schützend um sie herum positioniert hatten. Sie waren normalerweise die Träger ihrer Sänfte, aber an einem solchen Tag wie heute, an dem Bürger aus dem gesamten Umland Men-nefers auf den Beinen waren, um die exotischen Güter in der ehemaligen Hauptstadt zu bestaunen, war mit ihrem Transportmittel kein Durchkommen durch die engen und verwinkelten Gassen. So ging sie zu Fuß durch das Gedränge und ihre Träger schirmten sie so eng nach außen ab, wie sich ein Ring an den Finger schmiegt. Ein Stück vor ihr ging Nehsi, ihr riesiger nubischer Leibwächter, der die ihn umgebende Menschenmenge um eine Kopfeslänge überragte. Er war ein breitschultriger Mann mit harten Muskeln und einem Blick, der ruhelos und aufmerksam war wie der eines Panthers. Heute sorgte er dafür, dass die junge Frau so ungehindert wie möglich ihren Weg durch Men-nefer nehmen konnte. Einer der Träger führte einen langen Fächer aus Straußenfedern mit sich, mit dem er den verzweifelten Versuch unternahm, seiner Herrin in den stickigen Straßen der Stadt etwas Kühlung zu verschaffen. Ein anderer, der hinter Kija ging, trug einen hölzernen Sonnenschutz, mit dem er dafür sorgte, dass sich ihr Gesicht stets im Schatten befand und ihre Augen nicht geblendet wurden.

Allerorts verneigten sich die Menschen, an denen sie vorüberschritt, so tief es ihnen der Platz erlaubte, sie tuschelten bewundernd und schauten ihr nach.

Als sie den Stand erreichten, der Ani gehörte, warf dieser sich sofort ehrerbietig auf den Boden, als er sah, welch illustrierter Gast zu ihm gefunden hatte.

Mit einer gelangweilten Geste gebot Kija dem Händler, sich zu erheben.

„Bei mir findet Ihr die edelsten und feinsten Stoffe, die Menschen herzustellen vermögen“, säuselte Ani.

Prüfend ließ Kija ihre zierlichen Finger langsam über ein Stück der ausgelegten Ware gleiten.

„Eine vorzügliche Wahl, Prinzessin. Ihr habt bewiesen, dass Ihr ein untrügliches Auge und ein ausgezeichnetes Verständnis für Qualität besitzt, da Ihr Euch gerade für diesen Stoff interessiert.“

„Woher stammen diese Tücher?“

„Aus dem fernen Naharina, Prinzessin!“

Kija zog verärgert die kleine Nase kraus.

„Feiner und weicher als ägyptische Königsleinen sind deine Produkte keinesfalls“, stellte sie enttäuscht fest und gab ihren Begleiter ein Zeichen, dass sie weitergehen wollte. Ani sog ein wenig angestoßen Luft ein, während die Prinzessin seinen Stand verließ.

Nach nur wenigen Schritten hielt Kija an. Im Bereich des Brunnens hatte sich das Gedränge spürbar aufgelöst.

„Bring mir Wasser!“, befahl sie Nehsi knapp und deutete auf den Brunnen. Einer der Träger reichte dem Schwarzen den Becher der Prinzessin, der immer mitgeführt wurde. Mit klarem und frischem Wasser kehrte er zurück und reichte es seiner Herrin mit einer leichten Verbeugung.

Während Kija trank, ließ sie ihren Blick über die Umgebung vor den Stadttoren wandern und bemerkte nun eine Gruppe schmutziger und unterernährter Jungen, die in einiger Entfernung unter ein paar Palmen Schatten suchten. Sie waren an den Handgelenken gefesselt, ihre Schurze starrten vor Dreck und sie sahen erschöpft und durstig aus.

Die Prinzessin setzte ihren Becher ab und rief Nehsi zu sich.

„Fülle mir einen der Tonkrüge, die neben dem Brunnen stehen, gib ihn mir und bleibe mit den Trägern hier stehen und warte auf mich!“

Nehsi folgte ihrem Blick.

„Prinzessin, Ihr wollt doch nicht zu den Zwangsrekrutierten ...?“, fragte er alarmiert.

„Schweig und tue, was ich dir aufgetragen habe!“

Der Leibwächter senkte den Blick und gehorchte.

\*

Nach zwei Wochen mühsamen Marschierens hatten die Jungen an einem warmen Vormittag das gewaltige Häusermeer der uralten Hauptstadt Men-nefer erblickt. Alle standen sie mit vor Stauen weit offenen Mündern vor der mächtigen Festung. Die Stadt war in den letzten Jahrhunderten so sehr gewachsen, dass die neueren Häuser außerhalb der Mauer errichtet werden mussten, so dass es aussah, als rage eine gewaltige alte Bastion aus einem Meer von Behausungen. Im dürftigen Schatten einer kleinen Palmengruppe durften sich die Jungen kurz ausruhen, bevor sie ihr Weg zu der Kaserne von Men-nefer führen sollte.

Überall herrschte hektische Betriebsamkeit, wie sie sie aus Hut-nisut nicht kannten – nie zuvor hatte Haremhab so viele Menschen gesehen. Darüber hinaus waren die Bewohner der Stadt ungewohnt gepflegt, ihre Kleidung war sehr sauber und sie rochen ausgesprochen gut.

Es dauerte nicht lange, da kam eine dieser gut gekleideten und wohlriechenden Frauen mit einem Tonkrug voll Wasser lächelnd auf die Jungen zu.

„Woher hat man Euch geholt?“, fragte sie Haremhab und reichte ihm das Gefäß mit sauberem und klarem Wasser, das dieser sofort gierig mit den gefesselten Händen an den Mund setzte.

„Aus dem Falkengau“, Haremhab machte eine Trinkpause, die sein Bruder Nefer-hotep prompt dazu nutzte, ihm den Wasserkrug zu entreißen.

„He!“, das enttäuschte und empörte Gesicht Haremhab brachte die junge Frau zum Lachen. Es war ein helles und liebliches Lachen, das so schön wie Musik klang. Haremhab wusste nicht, wie alt sie war, aber er fand sie wunderschön. Ihre langen, dichten, schwarzen Haare schimmerten in der Sonne bläulich, sie trug ein langes, leicht durchscheinendes, weißes Gewand, das mit einem roten Stoffgürtel verschlossen und sicher sehr wertvoll war, ihre

großen dunklen Augen umrahmte präzise ein dicker schwarzer Schminkestrich, den sie an den Außenwinkeln bis zu den Schläfen verlängert hatte – und ihr Lachen war so ansteckend, dass Haremhab schließlich sogar seinen Durst vergaß und mitlachte.

„Mein Name ist Kija“, stellte sich die junge Frau schließlich vor und strich Haremhab über seine dichten schwarzen Locken, die vom langen Marsch ganz staubig waren. „Ich werde dir einen neuen Krug holen“, sagte sie dann und wandte sich zum Gehen.

Haremhab wunderte sich indes über die stetig wachsende Menschenmenge, die stehen blieb und aufgeregt untereinander tuschelte. Die Leute stießen sich an und deuteten in seine Richtung.

Sata stand mit einigem Abstand zu Haremhab und beobachtete fassungslos, wie dieses rebellische, sture Eselsohrlaub es wagte, mit einer Hure zu sprechen.

Zwar konnte er die reiche Prostituierte nur von hinten sehen, aber er wusste, dass einige von diesen Weibsbildern, um ihr beschmutztes Gewissen zu erleichtern, hier hin und wieder Wasser an Gefangene ausschenkten. Jetzt ging sie, um diesem kleinen Aufrührer noch mehr Wasser zu holen. Das konnte Sata unmöglich zulassen.

Mit einem ohrenbetäubenden Knall wurde Kija brutal auf den Boden geworfen. Sata hatte sie mit seiner Peitsche an der Schulter getroffen und eine tiefe Wunde geöffnet, die sich schnell mit Blut füllte. Kija schrie nicht. Sie blickte zunächst auf die Verletzung und dann direkt in das Gesicht ihres Peinigens. Aus der Menge der umstehenden Zuschauer löste sich ein bedrohlich aussehender nubischer Riese, dem Kija durch ein Handzeichen Einhalt gebot.

Doch der an den Händen gefesselte Haremhab sprang auf, stürzte sich auf den ausgewachsenen Soldaten und biss ihm mit aller Kraft in den Arm, der die Peitsche hielt. Der Junge verbiss sich so fest, dass der Mann ihn nicht abschütteln konnte. Als es ihm schließlich doch gelang, riss Haremhab ihm dabei ein beachtliches Stück Fleisch heraus. Voller Schmerz und Wut trat der Mann fluchend auf den am Boden liegenden Jungen ein, der sich krümmte und wand.

„Halte sofort ein!“ Kija war aufgestanden, doch der aufgebracht Soldat beachtete sie nicht.

„Wie ist dein Name, Elender?“, schrie sie den Mann an.

Nun ließ er von Haremhab ab und wandte sich wieder der Frau zu.

„Das geht dich nichts an, schmutzige Dirne!“, zischte er kalt.

„Sata“, gab Haremhab röchelnd die korrekte Antwort. Zu oft hatte dieser Soldat seine sadistischen Vorlieben an ihm ausgelebt und ihn grundlos gequält. Mit einem weiteren Knall zerfetzte Satas Peitsche Haremhab's Oberkörper. Anders als Kija schrie dieser aus Leibeskräften, denn der Schmerz war unerträglich.

„Ich hoffe, dir sind genügend Lieder bekannt“, sagte Kija schneidend, „denn ab morgen wirst du als Bettler durch die Straßen von Men-nefer ziehen.“

„Das sagt mir eine Hure?“, mit einer abfälligen Handbewegung tat Sata die Bemerkung ab und lachte verächtlich.

„Nein, das sagt dir die Schwiegertochter des Pharaos!“

Sata erstarrte. Er wusste, dass der Sohn des Königs in Men-nefer Dienst tat, und er wusste auch, dass dieser Thronfolger Familie besaß.

„Die Schwiegertochter des Pharaos würde niemals einem Gefangenen Wasser reichen“, presste Sata mühsam hervor.

Doch jetzt fiel ihm ihre kostbare Kleidung auf, die die finanziellen Möglichkeiten selbst einer reichen Prostituierten übersteigen musste. Außerdem trug sie Schmuck: einen schmalen Halskragen, Arm- und Fußbänder, in denen reichlich Gold verarbeitet war.

„Ich schon!“, mit diesen Worten erhob sie eine Hand. Sofort stürzte der muskulöse nubische Riese aus der Menge und presste seine gewaltige Faust um Satas Hals. Hilflos strampelte Sata mit den Armen. Das Blut schoss ihm ins Gesicht.

„Entschuldige dich – sofort!“, brüllte ihn der nubische Riese an.

Sata konnte jedoch keinen Ton aus seiner verengten Kehle pressen, nur Tränen rannen über sein Gesicht.

„Hast du Familie, du Sohn eines Esels?“

Sata nickte heftig – ein Familienvater war nicht so ohne weiteres umzubringen.

„Kinder?“

Sata nickte und der Schweiß rann, nun vermengt mit Tränen, von seiner Stirn über Gesicht und Nacken auf die Hand des Schwarzen.

„Wie viele? Zwei?“

Wieder nickte Sata übertrieben.

„Das tut mir leid“, sagte der Nubier mit gespielter Anteilnahme.

„Deine Kinder werden ohne ihren Vater aufwachsen müssen!“

Mit diesen Worten bohrten sich seine dunkelbraunen Finger durch die Haut um den Kehlkopf des Soldaten, umklammerten diesen und rissen ihn urplötzlich heraus. Begleitet wurde die Handlung sowohl von einem kuriosen schmatzenden und knirschenden Geräusch als auch von dem Schreien und Winseln Satas, das abrupt verstummte.

Die Jungen hatten die Hinrichtung Satas mit vor Angst, Ekel und Erstaunen verzerrten Gesichtern betrachtet. Nefer-hotep reichte Haremhab mit zitternden Händen den Krug zurück, bevor er sich in den Schoß des neben ihm sitzenden Rekrutierten erbrach.

Der Stoffhändler Ani, der seinen Marktstand in unmittelbarer Nähe zum Geschehen hatte, reagierte schnell und ließ dem Nubier untertänigst zwei Tuchstreifen für die Verletzung der Prinzessin und des Jungen zukommen. Als Kija wieder zu Haremhab trat, presste sie eines der Tücher an ihre Schulter, das andere legte sie sanft auf Haremhab's Brustkasten.

„Wie geht es dir?“, wollte sie wissen.

Der Junge errötete heftig, alle Unbefangenheit von zuvor war im Angesicht einer Angehörigen des Königshauses dahin.

„Das ist nichts weiter“, sagte er mit gespielter Unerschrockenheit.

Kija lächelte.

„Du hast mir noch nicht verraten, wie du heißt“, sagte sie sanft.

„Haremhab!“

„Har-em-hab“, wiederholte sie langsam, Silbe für Silbe. „*Horus ist im Fest*“ oder *„Horus feiert“*, ein interessanter Name mit einer tiefen und wichtigen Bedeutung – es hat viel zu sagen, wenn der Gott des Königtums vor Freude feiert.“

Zum Abschied strich ihm die Prinzessin wieder über die stau-bigen Haare und ging. Mit offenem Mund starrte Haremhab ihr hinterher.

Nefer-hotep wischte sich mit dem Handrücken die Lippen ab.

„Ich glaube das alles nicht!“, murmelte er erschöpft.

Zur großen Verwunderung Haremhab's und der anderen Jungen zählte der Tod Satas unter den Soldaten nicht viel. Er habe unehrenhaft gehandelt, gegen das Gesetz der *Maat*, die Weltordnung, verstoßen und somit dieses schmachvolle Ende verdient, hieß es – und man wollte ihn und seinen Namen so schnell wie möglich vergessen.

Die verstörten Jungen wurden von dem „Schwangeren“ in ihre Quartiere gebracht. Die Kaserne lag ein gutes Stück außerhalb der Stadt. Auf dem Weg dorthin kamen sie an den Unterkünften und Übungsplätzen der Offiziere vorbei. Die Erhabenheit, die von diesem Bereich der Kaserne ausging, hielt Haremhab lange gefangen. Man munkelte, dass sich der Kronprinz Thutmosis, der Sohn und Nachfolger von Neb-Maat-Ra, dem dritten Herrscher namens Amenophis, mit seinem jüngeren Bruder, der ebenfalls Amenophis hieß, zurzeit hier aufhielt.

Haremhab fühlte auf einmal eine Begeisterung, die sogar seine gewaltigen Schmerzen gering erscheinen ließ: Er befand sich in derselben Kaserne wie der künftige König! Er würde für den Pharaon kämpfen, denn der Herrscher brauchte ihn, summte eine süße Stimme in seinem Kopf. Immerhin hatte er die Ehre einer Angehörigen der königlichen Familie wiederhergestellt – oder es zumindest versucht. Haremhab stand nun am Beginn seines wirklichen Lebensweges.

„Was glaubst du, wie alt sie ist?“, fragte Haremhab seinen Bruder unvermittelt, als sie zu ihren Baracken gebracht wurden. Seit sie in der Kaserne waren, mussten sie keine Fesseln mehr tragen und durften sich frei bewegen.

„Wie alt wer ist?“

„Kija!“

„Ach, deine Freundin“, neckte ihn Nefer-hotep scherzhaft. „Ich würde denken, dass sie mindestens 16 Jahre alt ist!“

„Das ist alt“, meinte Haremhab nachdenklich.

„Wieso fragst du?“

Haremhab hob die Schultern.

„Hast du dich etwa verliebt?“

„Unsinn“, zischte Haremhab mit wütend zusammengezogenen Brauen. Er fand sie nur nett, das war alles. Als Nefer-hotep leise

und provozierend lachte und den Jungen um sich herum zuflüsterte: „Hori ist verliebt“, schubste er ihn.

Während sie durch die Anlage gingen, wurde die Qualität der Baracken immer schlechter.

Plötzlich blieb ihr Anführer stehen und dröhnte: „So, Männer, das ist eure Kompanie für die nächsten drei Monate! Verhaltet euch anständig, tut, was man euch sagt – dann habt ihr wenig zu befürchten!“

Die Baracke war in einem desolaten Zustand. Es war ein einziger leerer und kahler Raum mit einigen Stützmauern, in denen die 50 neuen Rekruten untergebracht werden sollten – verkommen, dreckig und bereits von einem ganzen Bataillon Ungeziefer bewohnt.

„Morgen wird eure Ausbildung beginnen“, donnerte die Stimme des Soldaten. „Heute werdet ihr eure Unterkunft herrichten und säubern!“

Das war zwar dringend notwendig, aber niemand stellte den Jungen Besen oder Lappen zur Verfügung. Und so reinigten sie den Raum so gut es ging mit ihren Händen und den Kleidungsstücken, die sie anhatten. Das Tuch, das die Prinzessin Haremhab gegeben hatte, war schon lange durchgeblutet. Die Wunde verkrustete nicht und bereitete ihm bei jeder Bewegung große Schmerzen.

Es dämmerte bereits, als die Stube endlich hergerichtet war.

Die Tür öffnete sich und der „Schwangere“ stand gemeinsam mit dem Nubier in der Tür, der Sata den Kehlkopf herausgerissen hatte.

„Kommt alle nach draußen, damit wir euch bei Licht betrachten können“, rief der Dicke in den düsteren Raum.

„Wer von euch war es, der heute Mittag durch Satas Peitsche verletzt wurde?“, herrschte der Vorgesetzte die erschöpften Kinder an, nachdem alle angetreten waren. Der Schwarze flüsterte dem Soldaten etwas zu, worauf dieser seine Frage präzisierete: „Wer von euch ist Haremhab?“

Während des Marsches von Mittelägypten nach Men-nefer hatten sich die Soldaten nicht die Mühe gemacht, die Namen der Jungen zu erfragen. Stattdessen belegten sie sie mit abwertenden Tiernamen, wenn sie sich über sie lustig machten. Einmal

hatte Haremhab nachts am Lagerfeuer mitbekommen, dass der „Schwangere“ sagte, dass er die Bengel ohnehin nicht auseinanderhalten könne – sie seien allesamt klein, schmutzig und stinkend.

Niemand meldete sich. Nur Nefer-hoteps Augen blinzelten auf einmal fröhlich, denn er ahnte, worum es ging.

„Der dort ist Haremhab“, sagte er deshalb und zeigte mit sichtlicher Freude auf seinen erschrockenen Bruder, dem alle Farbe aus dem Gesicht gewichen war. Als der Verratene verständnislos zu Nefer-hotep blickte, formte dieser wieder tonlos und mit einem breiten Grinsen die Worte „Hori ist verliebt“, woraufhin er sich von dem Spötter abwandte. Der Schwarze trat zu dem Jungen, bückte sich zu ihm hinunter und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

Der Kleine schluckte schwer, denn er hatte heute schon gesehen, was passieren konnte, wenn der nubische Recke auf einen aufmerksam wurde. Im immer schwächer werdenden Licht betrachtete der Riese den blutenden Brustkasten von Haremhab und bestätigte die Aussage Nefer-hoteps. „Das ist der Junge“, sagte er. „Ich erkenne einen Helden – egal, wie klein er ist.“ Mit diesen Worten zog ihn der Schwarze aus der Reihe der Rekruten, nahm ihn an die Hand und ging mit ihm fort. „Es gibt Menschen in Men-nefer, die sich bei dir bedanken wollen und die um dein Wohlergehen besorgt sind“, erklärte der Mann nun sanft, als er mit ihm die Kaserne verließ und in Richtung Stadt ging.